

(Nachdruck verboten.)

381

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Seß.

Träge, fast traurig, suchte Komaschow Bel-Agamalow und Wetkin auf, die er bitten wollte, seine Sekundanten zu sein. Beide sagten gern zu — Bel-Agamalow mit finstlicher Entschlossenheit, Wetkin mit freundlichem und vieljagendem Händedruck.

Nach Hause wollte Komaschow nicht gehen — dort war es trübe und langweilig. In diesen schweren Augenblicken seelischer Ohnmacht, Einsamkeit und müden Nichtverstehens des ganzen Lebens hatte er das Bedürfnis, einen teilnehmenden Freund und gleichzeitig einen feinempfindenden, ihn verstehenden Menschen zu sprechen.

Und er dachte plötzlich an Rafanski.

21.

Rafanski war wie gewöhnlich zu Hause. Er war eben erst aus schwerem, trunkenem Schlafe erwacht und lag jetzt nur im Unterzeug, die Hände unter dem Kopfe verschränkt, auf dem Bette. In seinen Augen lag gleichgültiger, müder Trübsein. Sein Gesicht veränderte den schlaftrigen Ausdruck nicht, als Komaschow sich über ihn beugte und unsicher und unruhig sagte:

„Guten Tag, Wassili Nylitsch, störe ich auch nicht?“

„Guten Tag,“ erwiderte Rafanski heiser und leise. „Bringen Sie was Gutes? Setzen Sie sich.“

Er streckte Komaschow die heiße, feuchte Hand entgegen, sah ihn aber derartig an, als wenn nicht sein lieber, interessanter Kamerad vor ihm wäre, sondern eine seiner gewöhnlichen Traumercheinungen.

„Ist Ihnen nicht gut?“ fragte Komaschow schüchtern und setzte sich zu seinen Füßen auf das Bett. „Dann will ich nicht stören. Ich gehe wieder.“

Rafanski erhob den Kopf etwas vom Bette und blickte mit finstrem Gesicht angestrengt Komaschow an.

„Nein . . . warten Sie. Ach, wie der Kopf weh tut! Hören Sie, Georgii Merezitsch . . . in Ihnen ist etwas . . . etwas Ungewöhnliches. Warten Sie, ich kann meine Gedanken nicht sammeln. Was ist mit Ihnen?“

Komaschow sah ihn schweigend, teilnahmsvoll an. Das ganze Gesicht hatte sich während der Zeit, wo die beiden Offiziere sich nicht gesehen, sonderbar verändert. Die Augen waren tief eingefallen und zeigten ringsum schwarze Schatten, die Schläfen schienen gelblich, die Wangen aber mit unebener, schmutziger Haut schienen schlaff nach unten gezogen und mit dünnem, lockigem Haar häßlich bewachsen.

„Nichts Besonderes, ich wollte Sie nur sehen,“ sagte Komaschow nachlässig. „Morgen duelliere ich mich mit Nikolajew. Es ist mir widerwärtig, nach Hause zu gehen. Aber das ist ja ganz einerlei. Auf Wiedersehen. Sehen Sie, ich hatte niemand, mit dem ich mich aussprechen konnte . . . und mir ist so schwer ums Herz.“

Rafanski schloß die Augen und sein Gesicht verzog sich qualvoll. Man konnte sehen, daß infolge übermäßiger Willensanstrengung sein Bewußtsein zu ihm zurückkehrte. Als er die Augen öffnete, leuchtete in ihnen schon ein warmer Schein reger Aufmerksamkeit.

„Nein, warten Sie . . .“ Rafanski wandte sich mühsam auf die Seite und stützte sich auf einen Ellbogen. „Holen Sie da aus dem Schrank . . . Sie wissen . . . nein, Keyfel sind nicht nötig . . . da sind Pfeffermünzkuchen. Danke, Dieber. Wissen Sie, was wir machen . . .? Psui, diese Gemeinheit! . . . Führen Sie mich an die frische Luft — hier ist es ekelhaft und ich habe Furcht . . . Stets diese schrecklichen Halluzinationen. Kommen Sie, wir wollen rudern und uns unterhalten. Haben Sie Lust?“

Er trat mit finstrem Gesicht und dem Ausdruck äußerster Abscheus Glas auf Glas, und Komaschow sah, wie sich sein erdfarbenes Gesicht allmählich rötete und wie seine blauen Augen nach und nach Leben und Glanz gewannen und wieder schön wurden. Die beiden traten aus dem Hause,

nahmen einen Wagen und fuhren ans Ende der Stadt zum Fluße. Dort lag auf der einen Seite des Damms eine einem Juden gehörige Mühle mit Turbinenbetrieb, ein riesiges, rotes Gebäude — auf der anderen aber lagen Badehäuser, und dort wurden auch Boote vermietet. Komaschow setzte sich ans Rudern, Rafanski streckte sich im hinteren Teil des Bootes aus und bedeckte sich mit seinem Mantel.

Der aufgestaute Fluß war breit und unbeweglich wie ein großer Teich. Auf beiden Seiten stiegen die Ufer steil und gleichmäßig in die Höhe. Das Gras war dort so gleichmäßig hell und saftig, daß man von weitem den Wunsch hatte, mit der Hand darüber hinzufahren. Dicht am Ufer stand grünes Schilf, und mitten in dem dichten, dunklen Grün schimmerten die weißen Köpfe großer Wasserrosen.

Komaschow erzählte ausführlich von seinem Konflikt mit Nikolajew. Rafanski hörte ihm nachdenklich zu, senkte den Kopf und blickte aufs Wasser, das mit seinen trägen, tiefen Strömungen wie flüßiges Glas schillerte und vom Schnabel des Bootes nach beiden Seiten entwich.

„Sagen Sie die Wahrheit, haben Sie keine Furcht, Komaschow?“ fragte Rafanski leise.

„Vor dem Duell? Nein!“ erwiderte Komaschow schnell. Aber während des jetzt folgenden kurzen Schweigens stellte er sich vor, wie er Nikolajew ganz dicht gegenüberstände und in seiner ausgestreckten Hand die schwarze Mündung des Revolvers sehen würde. „Nein, nein,“ fügte Komaschow eiligst hinzu, „ich will nicht lügen und sagen, daß ich keine Furcht hätte. Natürlich ist es schrecklich. Aber ich weiß, daß ich nicht schwach werde, nicht davonlaufe, nicht um Pardon bitte.“

Rafanski steckte die Enden seiner Finger in das warme, ganz leise murmelnde Wasser und begann langsam und schwach, nachdem er sich einen Augenblick geräuspert hatte:

„Ich meine, lieber, lieber Komaschow, warum wollen Sie das tun? Bedenken Sie doch: Wenn Sie ganz bestimmt wissen, daß Sie keine Furcht haben — wenn Sie das ganz sicher wissen — wieviel kühner ist es dann, sich gegen alles aufzulehnen und vom Duell zurückzutreten.“

„Er hat mich geschlagen . . . ins Gesicht!“ sagte Komaschow hartnäckig, und wieder stieg brennende Wut schwer in ihm auf.

„Nun, also er hat Sie geschlagen,“ erwiderte Rafanski ferndlich und blickte Komaschow mit traurigen, zärtlichen Blicken an. „Aber kommt denn darauf so viel an? Alles in der Welt geht vorüber, auch Ihr Schmerz und Ihr Haß vergehen. Sie werden das vergessen. Aber einen Menschen, den Sie getötet haben, werden Sie niemals vergessen, er wird bei Ihnen sein im Bett, bei Tisch, in der Einsamkeit und in der Menge. Eitle, bunte, papageiähnliche Schwäher, geistlose Menschen und verrammelte Stirnen behaupten zwar, daß ein Mord im Duell kein Mord sei. Welch ein Blödsinn! Dieselben Leute behaupten, daß Raubmörder durch Hirn und Blut ihr Opfer sich schuldig machen. Nein, Mord bleibt Mord. Es kommt dabei nicht auf den Schmerz, den Tod, die Gewalt und den ekelhaften Abscheu gegen Blut und Leichen an — nein, am schrecklichsten ist, daß man den Menschen die Lebensfreude nimmt. Die große Lebensfreude!“ wiederholte Rafanski plötzlich laut mit Tränen in der Stimme. „Ist doch niemand — weder Sie noch ich, ja überhaupt niemand in der ganzen Welt, der an ein Leben nach dem Tode glaubt. Wenn wir daran denken, was nach unserem Tode wird, so stellen wir uns ein ödes, kaltes, dunkles Grab vor. Nein, lieber Freund, alles andere sind Lügen: Das Grab wäre ein glücklicher Betrug, ein freundiger Trost. Aber malen Sie sich den ganzen Schrecken des Gedankens aus, daß gar nichts, überhaupt gar nichts mehr ist, weder Finsternis noch Dede, noch Kälte . . . Nicht einmal Gedanken daran sind mehr vorhanden, selbst Furcht existiert nicht mehr! Wenn wenigstens die Furcht noch wäre!“

Komaschow zog die Ruder ein. Der Kahn bewegte sich kaum auf dem Wasser. Und die Bewegung war nur noch daran wahrzunehmen, daß die grünen Ufer langsam nach der entgegengesetzten Seite fortshawammen.

„Ja, dann ist nichts mehr,“ wiederholte Komaschow nachdenklich.

„Aber sehen Sie doch, nein, sehen Sie doch nur, wie

„Schön, wie verführerisch das Leben ist!“ rief Kasanski und machte eine weite Bewegung mit der Hand ringsum. „O Freude, göttliche Lebensfreude! Sehen Sie: der blaue Himmel, die Abendsonne, das stille Wasser — man bebt ja vor Entzücken, wenn man das ansieht — dort hinten in der Ferne winkt eine Windmühle mit ihren Flügeln; hier das grüne, zarte Gras und rosiges vom Sonnenuntergang gefärbtes Wasser . . . Ach, wie wunderschön, wie herrlich und reizend ist das alles!“ Kasanski bedeckte plötzlich die Augen mit der Hand und weinte, beherrschte sich aber sofort wieder und fuhr, ohne sich seiner Tränen zu schämen und Romaschow mit feuchten, strahlenden Augen anblickend, fort:

„Nein, selbst wenn ich unter einen Zug geriete und mein Leib mitten durchgeschnitten und meine Eingeweide sich mit dem Sande vermischten und an den Rädern hängen blieben — wenn in einem solchen letzten Augenblick jemand mich fragte: „Nun, ist das Leben jetzt noch schön?“ so sagte ich mit dankbarem Entzücken: „Ach, wie ist es schön!“ Welche Freude schafft uns allein unser Gesicht! Und welch unendlichen Genuß bedeutet die goldene Lebenslust. Der menschliche Gedanke! Mein lieber Zurotschka! . . . Verzeihen Sie, daß ich Sie so nenne —“ Kasanski streckte ihm wie zur Entschuldigung von weitem die zitternde Hand entgegen. „Nehmen wir einmal an, Sie wären ins Gefängnis gesetzt für alle Ewigkeit und sähen das ganze Leben hindurch nur durch eine Ritze zwei alte, verwitterte Ziegelsteine . . . nein, nehmen wir an, daß in Ihr Gefängnis nicht mal ein Lichtstrahl hineinfällt, kein Laut, gar nichts! Und dennoch — kann man alles das mit dem ungeheuerlichen Schrecken des Todes vergleichen? Ihnen bleiben doch Ihre Gedanken, Ihre Phantasie, Ihr Gedächtnis, Ihre Tätigkeit — und selbst damit kann man leben.“

„Ja, das Leben ist schön,“ sagte Romaschow. „Schön!“ wiederholte Kasanski leidenschaftlich. „Und da sollen zwei Menschen, weil einer den anderen geschlagen oder sein Weib geküßt hat, oder ihn im Vorbeigehen beim Drehen des Schmirrbartes unhöflich angesehen hat — diese beiden Menschen sich schießen und töten?! Ach nein, zum Teufel mit all den Wunden, Leiden und dem Tode! Tötet denn dieser jämmerliche, bewegliche Erdenkloß, der Mensch heißt, etwa nur sich! Er tötet die Sonne, die heiße, liebe Sonne, den hellen Himmel, die Natur — die ganze vielgestaltige Schönheit des Lebens, tötet den herrlichsten Genuß und Stolz — die menschlichen Gedanken! Er tötet, was er niemals, niemals wieder einbringen kann. Ach, diese Toren!“

Kasanski schüttelte traurig mit langgedehntem Seufzer den Kopf und senkte ihn. Der Kahn fuhr ins Schilf. Romaschow setzte sich wieder ans Ruden. Die hohen, grünen, rauhen Stengel rauschten am Bord und neigten sich langsam und majestätisch. Es war hier dunkler und kühler als im offenen Wasser.

„Was soll ich tun?“ fragte Romaschow finster und barsch. „Zur Reserve gehen? Wo soll ich hin?“

Kasanski lächelte fein. „Warten Sie, Romaschow. Sehen Sie mir in die Augen. So. Nein, wenden Sie sich nicht ab. Sehen Sie mich gerade an und antworten Sie mir auf Gewissen. Glauben Sie, daß Sie einem interessanten, guten, nützlichen Werk dienen? Ich kenne Sie gut, besser als alle anderen und fühle, was in Ihnen vorgeht. Sie glauben ganz und gar nicht daran.“

„Nein,“ erwiderte Romaschow fest. „Aber wohin soll ich gehen?“

„Warten Sie; keine Uebereilung. Sehen Sie einmal unsere Offiziere an. Ich spreche nicht von den Garde-Offizieren, die auf Bällen tanzen, französisch sprechen und bei ihren Eltern mit angetrauten Frauen leben. Nein, denken Sie an uns unglückliche Linienoffiziere, an die Infanterieleutnants, an den Kern des herrlichen, tapferen russischen Heeres. Sind das nicht lauter verkommene Wesen, lauter Abfall, Ausschuß? Im besten Falle Söhne invalider Hauptleute. In der Wehrzahl aber weisheitgefüllte Gymnasiasten, Realschüler, sogar durchgefallene Seminaristen. Ich führe als Beispiel unser Regiment an. Wer dient bei uns lange und gut? Sind ja lauter arme Teufel mit zahlreicher Familie, Bettler, die zu jeder Konzeption, jeder Grausamkeit, sogar zum Mord und Diebstahl von Soldatengroschen bereit sind — alles nur wegen eines vollen Futternapfes! Man befiehlt ihnen: Feuer, und sie feuern — auf wen? wozu? vielleicht ganz umsonst? — das ist ganz einerlei, darüber wird nicht nachgedacht. Alles, was talentvoll, fähig ist — fängt an zu trinken. Fünfundsiebzig Prozent des Offiziersbestandes sind geschlechtskrank. Ein Glücklicher — und das kommt einmal in fünf Jahren vor

— kommt auf die Akademie und wird mit Haß verfolgt. Die sich gut zu drehen wissen und Protektion haben, gehen unweigerlich zur Gendarmarie über oder träumen von Polizeiinspektorposten in einer großen Stadt. Die Abligen und die nur ein kleines Vermögen haben — werden Semstwoworsteher. Angenommen, es bleiben noch fein empfindende, begabte Leute übrig, was wird aus ihnen? Der Dienst ist für sie abscheulich, bedeutet eine schwere Bürde, ein verhasstes Joch. Jeder bemüht sich, irgend ein Nebeninteresse zu pflegen, das ihn dann vollständig in Anspruch nimmt. Der eine wird Sammler, viele können kaum den Abend erwarten, wo sie zu Hause bei Lampenschein eine Nadel zur Hand nehmen und mit Kreuzstich irgend einen dreckigen Teppich sticken oder mit der Laubsäge einen Rahmen für ihr eigenes Porträt ausfügen. Im Dienst träumen sie von dieser Beschäftigung wie von einem heimlichen Glück. Vom Kartenspiel und dem Weibersport rede ich schon gar nicht. Am abscheulichsten aber ist das dienstliche Strebertum, der seichte, rücksichtslose Ehrgeiz. Da sind Dsadschi und Rosforten vertreten, die ihren Soldaten Augen und Zähne ausschlagen. Wissen Sie, Artschawowski hat in meiner Gegenwart seinen Burschen so geschlagen, daß ich ihn mit Gewalt fortgerissen habe. Es waren dann Blutspuren nicht nur an den Wänden, sondern auch an der Decke.“

Kasanski schwieg einen Augenblick und begann nervös seine Schläfen mit der Hand zu reiben.

„Jetzt weiter. Sehen wir einmal die übrigen Offiziere an. Da ist zum Beispiel Stadthauptmann Blawski. Der nährt sich Gott weiß womit — Kocht sich selbst seinen Kram auf einem Petroleumofen, geht fast in Lumpen, aber legt von seiner achttundvierzig Rubelgage jeden Monat fünfundzwanzig beiseite. Oh! Er hat schon gegen zweitausend Rubel auf der Bank und borgt heimlich den Kameraden zu unmenschlich hohen Zinsen. Sie glauben, das ist angeborener Geiz? Nein, nein, er findet darin nur ein Mittel, irgendwie vom schweren sinn- und verstandlosen Militärdienst frei zu kommen . . . Hauptmann Stelkowski ist ein verständiger, starker, unternehmender Mann. Aber was bildet seinen Lebensinhalt? Er verführt unerfahrene Bauernmädchen. Endlich nehmen wir den Oberstleutnant „Brehm“. Ein lieber, prächtiger Kauz, eine gute Seele — einfach reizend — geht ganz in seiner Menagerie auf.“

„Aber wissen Sie,“ sagte er plötzlich mit finstern Gesicht. „Wissen Sie, was ich einst im Mäander von ihm gesehen habe? Nach einem Nachmarsch gingen wir zur Attade vor. Wir waren alle todmüde und in hohem Grade erregt — alle, Offiziere wie Soldaten. Brehm befahl dem Hornisten zur Attade zu blasen; der aber bläst, Gott weiß weshalb „Reserve heraus“. Einmal, und noch einmal und zum drittenmal. Und plötzlich sprengt eben unser lieber, guter, prächtiger „Brehm“ auf den Hornisten zu, der die Trompete hält und schlägt mit aller Kraft mit der Faust gegen das Horn. Ja. Ich habe selbst gesehen, wie der Hornist Blut und zerbröckelte Zähne auf den Boden ausspie.“

„Ach mein Gott,“ stöhnte Romaschow voll Abscheu. „So sind sie alle, selbst die allerbesten, selbst die zarrest besaiteten. Die guten Väter und aufmerksamen Gatten — alle werden im Dienst widrig, feige, bössartig, dumme wie Tiere. Sie fragen: Warum? Eben deswegen, weil niemand an den Dienst glaubt und keinen vernünftigen Zweck in ihm sieht. Sie wissen jedenfalls, wie gerne Kinder Soldaten spielen. Es hat einmal eine Zeit gärender Kindlichkeit auch in der Geschichte gegeben, eine Zeit des ungestümen Draufgehens und fröhlichen Wagenmutes aller Völker. Aber dann wuchs die Menschheit heran, wurde mit jedem Jahre weiser, und statt kindischer, lauter Spiele wurden ihre Gedanken mit jedem Tage ernsthafter und tiefer. Abenteurer wurden zu Betrügnern, Soldaten treten nicht mehr in den Dienst wie in eine lustige, wilde Bewegung. Nein, man zieht sie mit Schlingen am Halse heran und stößt auf Widersecklichkeiten, Flüche und Tränen, und die Vorgesetzten sind aus drohenden, bezaubernden, unerbittlichen und vergötterten Anführern zu Beamten geworden, die um ihr kärgliches Gehalt zittern. Ihr Ruhm ist fadenscheinig geworden und die militärische Disziplin ist — eine Disziplin der Furcht — grenzt nahe an gegenseitigen Haß. Die hübschen bunten Vögel haben ihr Gefieder verloren. Ich kenne nur ein ähnliches Beispiel in der Geschichte der Menschheit. Das ist das Mönchswesen. Der Anfang war friedlich, hübsch und rührend. Vielleicht — wer kann es wissen — ist das Mönchswesen durch eine Weltnotwendigkeit ins Leben gerufen. Aber dann vergingen Jahrhunderte, und was sehen wir jetzt? Hunderttausend müßiger,

verdorbener, purer Narren, die selbst denen verhaßt sind, die von Zeit zu Zeit ein Anliegen an sie haben. Aber alles das ist von äußerem Formelltram, von Glitter und Tand, vom Kastengeist, von lächerlichen, veralteten Zeremonien umgeben. Nein, ich spreche absichtlich vom Mönchsweesen und freue mich, daß mein Vergleich logisch ist. Denken Sie mir, wieviel beide Berufe gemein haben. Dort — Priesterröcke und Weihrauch, hier — Uniformen und Donner der Geschütze; dort — Demut, scheinheilige Eufzer, süßliche Reden; hier — forzierte Männlichkeit, verwegener Stolz, der fortwährend die Augen verdreht: „Will mir vielleicht irgend jemand zu Leibe?“ — Ausgestopfte Brüste, auswärts gebogene Ellbogen, hochgezogene Achseln. Aber die einen wie die anderen leben wie Parasiten und wissen, wissen das im Grunde ihrer Seele, fürchten sich aber, es mit dem Verstande einzugestehen, und fürchten namentlich für ihren Leib. Und sie gleichen jenen fetten Insekten, die sich um so tiefer in einen fremden Körper einpressen, je mehr er zersezt ist.“

Maianksi schmeckte Käse und Schweiz.
(Fortsetzung folgt.)

Zugluft und Wind.

Ueber dieses Thema veröffentlicht Dr. Max Herz (Wien) in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ (Leipzig, Georg Thieme) eine Studie, der wir das Folgende entnehmen:

Rhysikalisch voneinander bisher nicht unterschieden, aber für die unmittelbare Wahrnehmung von sehr verschiedener Art sind Wind und Zugluft. Mit dem letzteren Wort bezeichnet man, wie bekannt, gewisse Luftströmungen in geschlossenen Räumen. Man ist heute mehr als je geneigt, die Schen vor der Zugluft als ein im Volksaberglauben begründetes Vorurteil anzusehen, aber, wie ich glaube, mit Unrecht; denn zahlreiche Erfahrungen sprechen dafür, daß tatsächlich durch diese Form der Luftbewegung direkt Erkältungskrankheiten, besonders der Nerven, entstehen können. Es müssen also Unterschiede bestehen, welche die sonderbaren, dem Winde fremden Wirkungen der Zugluft erzeugen.

Die Zugluft entsteht immer in einem geschlossenen Raume, besonders bei stark bewegter Außenluft, und doch ist sie durchaus nicht der Ausdruck der in das Innere des Zimmers fortgetriebenen Luftbewegung. Jeder, der hierfür das bewusste Unterscheidungsvermögen besitzt, kann sich davon an einem sehr windigen Tage überzeugen, wenn ihm ein Raum zur Verfügung steht, von welchem zwei Oeffnungen an verschiedenen Wänden in das Freie führen. Dieser belehrende Versuch, den ich wiederholt angestellt habe, ist entschieden der Mühe wert und sehr überzeugend. Oeffnet man nämlich ein Fenster, gegen welches der Sturm andrängt, dann wird man bei jedem Stoße von einem heftigen Winde getroffen, der durchaus nichts von jenem eigentümlichen, höchst peinlichen, wie die Vorabnung eines Schmerzes berührenden Gefühle hervorruft wie die Zugluft. Das letztere aber ist in hohem Grade der Fall, wenn ein Fenster geöffnet wird, an welchem der äußere Wind vorbeistreichet. Man wird durch ein leichtes Nieseln belehrt, daß die Luft des Zimmers der Oeffnung zustrebt. Der vorbeistreichende Wind saugt nämlich die Zimmerluft an und sie strömt durch alle Fugen nach. Eine mächtige Steigerung tritt natürlich sofort ein, wenn man noch eine, etwa gegenüberliegende Tür öffnet.

Beide Formen, Zugluft wie Wind, können sich natürlich auch dann einstellen, wenn nicht die Luft sich bewegt, sondern der Raum, in welchem man sich befindet. So hat man das Gefühl einer starken Windströmung bei einer raschen Automobilfahrt. Diese Luftströmung ist sicher ein Wind und keine Zugluft, wie sich aus ihrer Entstehungsweise von selbst ergibt. Sowohl Zugluft als auch Wind kann in dem Innern eines Eisenbahnwagens zur Geltung kommen. Der Wind entsteht dann durch die Bewegung, wenn man z. B. in einem langgestreckten Seitengang eines Waggons zwei weit auseinanderliegende Fenster öffnet. Infolge der stärkeren Kompression beim vorderen Fenster ist die Verdichtung dort eine stärkere als bei dem hinteren Fenster, und es entsteht eine Luftbewegung gegen das Ende des Zuges. Daß auch Zugluft im Eisenbahncoupé sich sehr unangenehm fühlbar machen kann, weiß jeder Reisende. Besonders bei der Luftströmung, welche das Automobil erzeugt, zeigt sich deutlich, daß die eventuell krankmachenden Wirkungen bei Wind und Zugluft verschieden sind. Man ist heute sogar geneigt, speziell von Automobilkrankungen zu sprechen, welche mit den durch die Zugluft bewirkten Affektionen nichts gemein haben.

Daß das Gefühl, welches die Zugluft erzeugt, ganz charakteristisch ist, wurde bereits bemerkt. Besonders erwähnenswert erscheint es mir, daß die Zugluft immer als kälter empfunden wird als der Wind. Selbst ganz leise Luftbewegungen dieser Art bringen das Gefühl ganz intensiver Kälte hervor. R u b n e r hat im „Archiv für Hygiene“ in seinen Untersuchungen über insensible Luftströmungen gefunden, daß sehr leise Luftbewegungen erst ziemlich spät empfunden werden, und er ist der Ansicht, daß gerade in diesem Umstände ihre Schädlichkeit begründet sei, weil durch lange Zeit im Organismus die Schutzmaßregeln gegen die Abkühlung nicht ausgelöst werden. Diese Ansicht ist im allgemeinen gewiß richtig, aber sie scheint mir nicht für die Erklärung der Kälteempfindung bei leiser

Zugluft herangezogen werden zu können; denn das Gefühl einer intensiven, heinahe schmerzhaften Kälte macht sich im Versuche sofort beim Entstehen der Zugluft bemerkbar.

Ein merkwürdiges Phänomen entdeckte ich bei folgender Gelegenheit: Ich lag im fahrenden Eisenbahnzuge, die linke Kopfhälfte gegen das geschlossene Coupéfenster gemendet. An der gegenüberliegenden Seite war das Fenster offen. Plötzlich empfand ich in meiner linken Gesichtshälfte das bewusste schmerzhafteste Kältegefühl der Zugluft. Ich hatte die Empfindung einer sehr feinen Luftströmung, welche vielleicht nicht einmal eine Kerzenflamme hätte zum Gladern veranlassen können. Nach der Ursache forschend fand ich, daß das anscheinend geschlossene Schiebefenster an seinem unteren Rande einen nur wenige Millimeter breiten Spalt offen ließ. Von dort aus also hätte ein schwacher Luftstrom meine ihm zugekehrte linke Gesichtshälfte treffen können. Es interessierte mich, die Stärke dieses Luftstromes zu erfahren, und ich untersuchte diesen Umstand mit Hilfe brennender Bündelholz. Es zeigte sich nun, daß auch noch in einer Entfernung von 5 bis 10 Zentimeter auf diese Art keine Luftbewegung nachgewiesen werden konnte. Näherete man sich dem Spalte aber noch mehr, dann zeigte sie nicht, wie ich erwartet hatte, eine Luftbewegung, sondern von innen nach außen an. Es war also das überraschende Verhältnis vorhanden, daß das Gefühl einer Luftströmung an einer Hautstelle auftrat, welche der Ausströmungsöffnung einer sonst nicht fühlbaren Luftströmung zugekehrt war. Dadurch kam eine vollständige Täuschung über die Richtung der Luftströmung zustande. Seither achte ich stets darauf und konnte wiederholt konstatieren, daß bei feiner Zugluft eine solche Sinnestäuschung entsteht. Ist die Zugluft stärker, dann unterrichten uns andere Wahrnehmungen über ihre Stromrichtung.

Die Zugluft ist ein Luftstrom von geringerer Spannung als die ruhende Luft des betreffenden Raumes, d. h. ihre Spannung ist geringer als der gerade allgemein herrschende Barometerdruck, denn sie wird, wie erwähnt, meist durch Saugwirkung erzeugt, während der Wind selbst dadurch entsteht, daß sich die Luft von einem Orte höheren Luftdruckes herabbewegt und daher stets einer Luftverdichtung entspricht. Die Temperatur der Zugluft hat wenig oder gar keine Bedeutung. Es ist die eigenartige Bewegung als solche, welche ebenso bei wärmer wie bei kälter Luft maßgebend ist. Es wäre daher zweckmäßiger, hier überhaupt nicht von Erkältungskrankheiten, als vielmehr von spezifischen Zuglusterkrankungen zu sprechen. —

Kleines feuilleton.

gh. Der Einkauf. Als Frau Lina um vier Uhr bei der Schwägerin eintraf, fand sie diese schon sitz und fertig angezogen. Sie war sehr erfreut: „Na, dann können wir ja gleich losgehen, ich glaubte, ich müßte wieder auf Dich warten.“

„Ne, diesmal nicht,“ lachte Lieselotte; „alles fertig, ich will nämlich auch noch was besorgen zum Stiftingsfest.“

„Du auch?“ Frau Lina betonte das auch ein bißchen scharf. „Was hast Du denn noch zu kaufen? Du hast doch alles!“

„Na, ein paar Kleinigkeiten fehlen doch noch, das ist ja bei jedem Bergnügen so, und wenn's ne Schleife oder ne Blume ist, nicht wahr? Ich will mir mal neuen Haarputz ansehen.“

„Na, wir haben doch unsere Nadeln und Kämmen, die langen doch reichlich.“ Frau Linas Stimme zitterte.

„Ja, die haben wir.“ Um Lieselottes Mund spielte ein ganz feines amüsiertes Lächeln. „Es gibt aber jetzt so schöne Flitterschleifen, wenn mir eine gefällt, nehme ich die...“

„Nun ja, Du kannst es ja haben.“ Frau Linas Gesicht wurde bleich. „Ja, wer so nicht mit der Mark zu rechnen braucht, ich wollte, ich brauch's auch nicht; ich würde dann freilich sparen für mein Kind.“

„Na, laß man, mein Kind bekommt trotzdem genug, auch wenn ich mir mal ne Ballschleife kaufe, ich hab's ja dazu.“ Das amüsierte Lächeln bekam einen kleinen Stich ins Boshafte.

Sie waren mittlerweile auf die Straße getreten, nun schritten sie ein Weilchen schweigend nebeneinander her. Endlich sagte Lieselotte: „Was willst Du denn anziehen zum Stiftingsfest?“

„Na natürlich mein gelbes Voilette. Das ist ja nach der allerneuesten Mode.“

„Ach, mach' doch keinen Unsinn, das helle Kleid — es ist doch nur ein Abendessen.“ Jetzt war es Lieselotte, die ein bißchen blaß wurde.

Frau Linas Gesicht erstrahlte: „Eben darum, da muß man elegant sein, und mein Kleid ist doch neu und streng modern.“

„Es ist aber doch zu hell zum Abendessen, da geht man dunkel. Na ja, Du hast allerdings kein seidenes.“

„Nein, ich bin auch sehr froh darüber.“ Frau Linas Gesicht wurde immer strahlender: „Was ist dem mit 'nem seidenen? Wenn man sich nicht alle Jahr 'n neues machen lassen kann, kommt es aus der Mode, und man sieht aus wie aus Großmutter's Strickbeutel.“

„Ach das ist ja Unsinn, das sagen immer die, die keins haben. Seide bleibt Seide und paßt zu allen Gelegenheiten.“ Lieselottes Lächeln war einfach bezaubernd.

Frau Linas Wangen verfarbten sich wieder. „So? Dann ziehst Du Dein seidenes wohl auch morgen zu Onkel Theodor's Geburtstags an?“

„Das werde ich nicht tun, teure Schwägerin, denn da paßt es nicht hin; zu solchem einfachen Verwandtenkaffee geht man einfach, das ist das vornehmste, da ziehe ich meinen Lodenrod und die grüne Bluse an.“

„Na ja, ich will auch nur einfach gehen, sonst denken die andern, man will prozen, ich will mir auch nur 'ne einfache Bluse dazu kaufen, vielleicht 'ne hellblaue, habe ich gedacht.“

„Na, wir werden schon was ausfinden; da sind wir übrigens.“ Lieselotte ging auf das Warenhaus zu, ein paar Minuten später sahen sie zwischen Bergen von Blusen.

„Aber so nimm doch die himmelblaue.“
Lieselotte wies auf ein Gebilde von Seide und Spitzen. „Ich weiß nicht, warum Du sie nicht nehmen willst.“

„Als ob Du es nicht ganz genau weißt.“
Frau Lina seufzte. „Sie ist mir zu teuer. Ich will doch nur 'ne einfache Besuchsbilse haben, eine für sieben, acht Mark. Das ist ja 'ne Gesellschaftsbilse, dafür habe ich mein Vokaleid.“

„Ach, das ist aber auch eine Besuchsbilse, meine Dame!“ Die Verkäuferin drehte die himmelblaue hin und her. „Man will doch auch bei Besuchen elegant aussehen: die...“

„Verzaubernd!“ sagte Lieselotte. „Die ganze Verwandtschaft würde Augen machen, wenn sie die Bluse sieht.“

„Als ob ich danach etwas frage!“ Frau Lina tat sehr geziert. „Was geht mich denn die Verwandtschaft an? Ich will heute keine fünfzehn Mark ausgeben. Packen Sie mir die braune ein, Fräulein, die ist für meine Zwecke gut genug, die grüne, die Du morgen anziehen willst, ist ja auch nicht besser.“

„Nein, das ist sie allerdings nicht!“ Lieselotte lächelte wieder. „Aber weißt Du, ich werde sie auch nicht anziehen. Das sind doch eigentlich mehr Hausblusen, und da Du sie doch nicht haben willst, so — nehme ich die Himmelblaue.“

„Lieselotte, Du...“ Frau Linas Gesicht wurde wie Kreide. „Aber... aber...“ Ihre Stimme brach fast vor Zittern. Dann wandte sie sich plötzlich von neuem zu der Verkäuferin: „Haben Sie noch eine solche Bluse, Fräulein?“

„Ja, meine Dame, aber nur in Rosa.“
„Dann nehme ich die in Rosa.“ Ohne länger zu zaudern, warf sie das Geld auf den Tisch.

„Aber Lina, nun gibst Du ja doch so viel, wie kommst Du denn nun mit einmal darauf, Lina?“ Lieselotte war ganz konsterniert. Allein Frau Lina schob zu ihr herum und zischte: „Du bist ja niederträchtig, Lieschen, Du bist ja bodenlos niederträchtig. Du hast es wohl wieder machen wollen wie neulich, wo Du auch sagtest, Du ziehst dein Schwarzvolles an, und sitzt dann da und tust Dich dick mit dem leidenen. Na wenigstens habe ich 'n schicken Blusenrod und den hast Du nicht.“

Musik.

Gegen Wind und Wetter der schwierigsten Verhältnisse, gegen die Hitze eines von mehreren Tausenden gefüllten Saales und gegen die Kälte abtagender Künstlerinnen kämpft der „Verein der Volkssänger“ seinen Kampf um einen sozial-ästhetischen Fortschritt unerschrocken weiter. In dem Bemühen der Arbeiterwelt, und zwar vorwiegend aus ihren eigenen Reihen heraus, tonkünstlerische Genüsse zu verschaffen, ist er nun darangegangen, ein Werk vorzuführen, welches wie wenige den hohen künstlerischen Wert und die vollstimmliche Schlagkraft miteinander verbindet. So bekamen wir vorgeföhrt (Montag) in der „Neuen Welt“ „Die Jahreszeiten“ von Joseph Heydn zu hören. Wiederum konnte man sich für die Vereinigung von unzerstörbaren und von zerstörbaren, d. h. der Vergangenheit angehörenden, Momenten in diesem Kunstwerk interessieren; wiederum konnte man einsehen, daß die Form des Oratoriums im weitesten Sinne des Wortes lebenskräftig ist; und wiederum konnte man sich über die erfolgreiche, wenn auch zum Teil noch etwas kindliche Naturalistik des Werkes freuen. Mit richtigem Verständnis hat die Einleitung des dabei herausgegebenen Textbuches gerade auf diese Seite der Sache hingewiesen.

Bei den Aufführungen solcher Oratorien kommt es auf die Solisten noch mehr als auf den Chor an. Die älteren Chorvereinigungen lassen gerade in dieser Beziehung viel zu wünschen übrig, zumal es tatsächlich an genügend vielen und genügend tüchtigen Oratoriansängern fehlt. Diesmal war es dem Volksschor gelungen, die denkbar beste Besetzung zustande zu bringen. An Stelle einer im letzten Augenblick indisponierten trat Frau Emilie Herzog ein, allerdings eine längst berühmte Vertreterin des Partes der Hanne. Als ein gleichwertiger Sänger des Simon war der ebenfalls seit langem hochangesehene Irtische und epische Sänger Anton Siermanns getreten. Diesen beiden Größen kam in dem Partes des Lukas Herr Rudolf Jäger aus Dresden, der dem Volksschor in besonders hingebender Weise entgegengekommen war, nahe. Der Chor selber war nicht so zahlreich, wie es für den Riesensaal vielleicht zu wünschen wäre; doch tat Herr Chormeister Dr. E. Jander gut daran, daß er lieber mit Wenigeren Gutes, als mit Vielen Minderes brachte. Dagegen bewährte sich die Verstärkung des „Neuen Tonkünstler-Orchesters“ gut. Die Rezitative wurden am Klavier von Herrn Richard Kurisch begleitet.

Man sieht, es handelt sich um eine Darbietung, die der Kritik schon weil das Werk geschichtlich weit zurück liegt und doch ziemlich allgemein geläufig ist, wenig zu tun gibt. Am wenigsten

kann man vom Dirigenten und von seinen Armeen verlangen, daß sie auch noch über die Höhe des heute Lieblichen hinausgehen. Wenn sie trotzdem die Absicht und die Kraft dazu haben, so bleibt allerdings noch manderlei übrig. Vielleicht, daß im Chorgefang noch etwas stärker auf die Qualität der Vokale und Konsonanten geachtet werden könnte. Vielleicht, daß die landesübliche Gleichmähigkeit des Zeitmaßes wenigstens in den leichteren Stücken überwunden werden könnte. Gerade nach dieser Richtung dürfte eine musikalische Truppe unschwer mitzureichen sein. — s. z.

Gesundheitspflege.

10. Bleibergiftungen durch hartes Wasser. Bleibergiftungen durch Trinkwasser sind häufig, wenn das Wasser durch Bleiröhren geleitet wird oder sonstwie mit diesem Metall in Verbindung zu kommen Gelegenheit hat. Nun hat man bisher geglaubt, daß diese Fälle auf die Benutzung von sehr weichem Flachlandwasser beschränkt, und daß harte Quellwasser nicht fähig seien, giftig wirkende Mengen von Blei in sich aufzunehmen. Das ausschlaggebende Moment ist dabei der Gehalt an Kohlenzähre die auf das Blei lösend wirkt. Dr. Thresh beschreibt jetzt im Ganzen einen Fall von ernster Bleibergiftung in einer Familie, die ihren Wasserbedarf einem Brunnen im Garten entnahm. Die Hausfrau erkrankte zuerst, und man hielt ihr Leiden fürs erste für Gicht. Sie wurde in einem Bad geheilt, erkrankte aber in verstärktem Grade, nachdem sie wieder heimgekehrt war. Sie wurde sehr blutarm, litt an Kolik und Verstopfung und schließlich an unerträglichen Schmerzen im Hinterkopf. Trotzdem auch die übrigen Hausgenossen bis auf das einzige Kind, das nur desilliertes Wasser bekam, von den nämlichen Erscheinungen befallen wurden, kam man nicht auf den Verdacht der Bleibergiftung, ehe nicht bei der Frau die Gäumen im Munde in einen Zustand geraten waren, der die Aufmerksamkeit des Arztes auf sich zog. Da zeigte sich nun an ihnen die für Bleibergiftung eigentümliche blaue Linie. Der Ursprung dieser Erkrankung blieb noch eine Zeitlang rätselhaft, bis endlich eine Probe des Brunnenwassers Gemisch untersucht wurde und einen beträchtlichen Gehalt an kohlenzureichem Blei verriet. Auch andere Brunnen in der Umgebung wiesen die nämliche Eigenschaft auf. —

Humoristisches.

— Tröstliche Aussicht. Fremder: „Ich möchte mir einen Zahn ziehen lassen, können Sie das?“

Darhier: „Gewiß auch noch! Dauert nicht länger wie 's Rasieren.“

— Zu viel verlangt. Fabrikant: „Wie, auch nicht einen einzigen Auftrag bringen Sie mit?“

Reisender: „Na was glauben Sie, ich hatte vollauf mit der Einteilung der knappen Espesen zu tun.“

— Voshafter Rat. Patient (nachdem er dem Arzt die Rechnung bezahlt hat): „Einen guten Rat will ich ihnen noch geben, Herr Doktor!“

„Und der wäre?“

„Wenn Sie auch 'mal die Gicht kriegen, behandeln Sie sie sich nicht selbst!“ (Meggendorfer-Blätter.)

Notizen.

— Unter dem Titel „Böcklin und Thoma“ hat jetzt Henry Thode seine acht Vorträge über neudeutsche Malerei veröffentlicht, die er im verfloffenen Sommer an der Universität Heidelberg gehalten. —

— Das Carl Weiß-Theater bringt von heute ab einen Zyklus dramatisierter Romane „bei ganz kleinen Preisen“ zur Aufführung. —

— Die Dresdener Uraufführung der Straußschen Oper „Salome“ ist für den 9. Dezember in Aussicht genommen. —

— Herr Grosch, bisher Lehrer in Nürnberg, ist für die Dresdener Hofoper engagiert worden. —

— Im Warenhaus Bertheim sind jetzt auch Kopien alter Meister zu haben. —

— Die Professur für Pflanzen-Ornamenten und Figurenzeichnen an der Kunstgewerbeschule in Stuttgart ist dem Maler Paul Lang, Lehrer an der höheren Weberschule in Krefeld, übertragen worden. —

— Aus Zürich wird der „Frankf. Jtg.“ unterm 5. November berichtet: Furchtbare Föhnstürme durchbrausen seit vergangener Nacht die Zinntäler der Aare, der Reuß, Linth und des Rheins. Heute morgen um 8 Uhr hob sich die Temperatur im warmen Obden des „Schneefressers“ auf 20 Grad Celsius! Bis hinaus ins nördliche Alpenvorland dringt die ungestüme Wärmequelle; in Zürich registrierte um 9 1/2 Uhr das selbstschreibende Thermometer + 20.8 Grad, und das am 5. November! Es ist eine der höchsten Temperaturen der letzten vierzig Jahre und diese Jahreszeit, so lange genauere amtliche Aufzeichnungen gemacht werden: 22.4 Grad Celsius brachte der 9. November 1895 und 21.5 Grad der 4. November 1899. Wie es beim richtigen Föhn immer vorkommt, zeigen sich schon früh morgens die Hochalpen in wundervoller Klarheit über der leichten, wogenden Nebeldecke unseres Seetales, so nahe dem Bilde, daß man mit freiem Auge auch die zartesten Nuancierungen der Felsen und Schluchten erkennen kann. —